Schaukal

VERSE (1892-1896)

Richard Schaukal

Verse (1892—1896).

BRÜNN.

DRUCK UND VERLAG VON RUDOLF M. ROHRER.

1896.



Richard Schaukal

Verse (1892—1896).

Notre Moi, en effet, n'est pas immuable, il nous faut le défendre chaque jour et chaque jour le créer.

Maurice Barrès.

BRÜNN.

DRUCK UND VERLAG VON RUDOLF M. ROHRER.

1896.

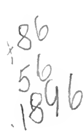
„A quoi sert ce livre? Comment peut-on l'appliquer à la moralisation et au bien-être de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre? Quoi? pas un mot des besoins de la société, rien de civilisant et de progressif!" . . .

Rien de ce qui est beau n'est indispensable à la vie . . .

Mais . . . je renoncerais plutôt aux pommes de terre qu'aux roses . . .

Théophile Gautier.

(Mademoiselle de Maupin. Préface.)



INHALT.

Seite

Seite



Prolog.

Ich bin ein lenzverträumter,
Sehnsüchtiger Poet:
Mein Pfad, mein duftumsäumter,
Dem Mond entgegengeht.

Einsam ist dieses Wandern,
Das keiner je begreift,
Der toll mit lauten andern
Den Frührothschein durchschweift.

Waldrast.

Langhingestreckt lieg' ich
Lässig im Grase und blinzle
Aufwärts ins Blau,
Wo windgeschreckt
Wolken wandern.
Summen im Grün,
Rauschen im Wald.
Müd kriecht ein Falter
Mir über die Hand.
Seine Füsschen kitzeln. . .
Die Erdbeeren blühen.
Alles wie einst,
Nur ich so ganz anders!

Vor dem Wetter.

Zärtlich an schämige Birken schmiegt
Sich der Lenzwind. Liebebesiegt
Rauschen und rieseln die Blätter.

Hinter den Hängen in athmender Gier
Gegen die Sonne mit schwarzem Visier
Wappnet sich hämisch das Wetter.

Liebe.

Mein Leben war Träumen in Schleiernebeln,
Mein Leben war Schleichen in Felsenengen,
Mein Leben war Tasten nach Abgrundblumen,
Die schuttüberrieselt von Bergen hängen

Mein Leben ist heut ein Zielerjagen,
Mein Leben ist heut ein harrendes Wachen,
Mein Leben wird morgen ein Höhenschreiten,
Wo todverkündend Lawinen krachen.

Raub.

An seinen schwarzen, flatternden Flechten
Hab' ich das Glück aufs Ross mir gerissen.
Die Dirne wehrt sich mit wüthenden Bissen.
Ich aber muss und werde sie knechten.

Roth ist ihr Mund, die Zähne blitzen.
Ich will ihn küssen. Sie soll mich lieben.
Dann reiten wir, dass die Funken stieben:
Ein Sieger will ich im Sattel sitzen.

Waldheimlichkeit.

Waldodem, Kieselkühle
Umfängt mich. Wanderwarm
Tret' ich aus Mittagschwüle
Ins Laub, den Stock im Arm.

Die Quelle gurgelt leise
Moosuferbett entlang,
Nimmt huldvoll auf der Reise
Duftküsse in Empfang.

Ein Sonntagsonnenflimmern
Spinnt sich von Zweig zu Zweig.
Im Blätterschatten schimmern
Goldkringel auf dem Steig.

Mit mir geht schweigend meine
Waldfrische Kinderzeit,
Im Auge die quellenreine,
Sonntägliche Heimlichkeit.

Nicolausabend.

Frostig und neblig die Nacht,
Kaum ein Lichtblick der Sterne.
Die mir einst leuchtend gelacht,
Liegt mir in Wolken, die Ferne.

Nicolausabend! Und stumm
Neig' ich den Kopf in die Hände.
Ach, was gäb' ich darum,
Wenn ich die Pfade noch fände,

Die mich vertrauendes Kind,
Einstens zum Glücke geleitet.
Weiss nicht mehr, wo sie sind:
Schnee ist darüber gebreitet.

Der Falter.

Rothe Mohnrosen glühten
Dir im Haare. Ich gieng
Hinter Dir. Plötzlich von Blüten
Hob sich ein Schmetterling.

Lockte die leuchtende rothe
Pracht ihn im braunen Haar?
Schillernder Sommerbote,
Meide die süsse Gefahr.

Und er schwang sich von hinnen,
Schwand mir im Abendgrau.
Aber mein sehnendes Sinnen
Flog um die einzige Frau.

Kuckuck.

Sie hat den Kuckuck gefragt:
„Kuckuck, wie lang noch?“
Als er dann „fünf“ gesagt,
Harrte sie bang noch.

Und als er schwieg, ins Thal
Sah sie befangen.
Sonnüber miteinemmal
Sind Wolken gegangen.

—

Ein Schloss.

Ein Schloss, in Rosenhecken fasst versteckt . . .
Ein Blütenathmen schwimmt in lauen Wogen
Schwül über dem Bassin, den Schilf bedeckt.
Von dichten Büschen ist der Kies umzogen,
Drin Vögel kauern, die kein Lärmen schreckt.
Im Rosenglühroth schläft die Marmortreppe . . .
Noch träumt der Sand von einer schweren Schleppe,
Die über ihn gestreift in einem stillen Schreiten
Von einer müden, schlanken Frau. Es schmiegt
Sich ihr das Haar wie zärtlich an den Nacken.
Sie schaut nicht auf zu den verschwieg'nen Wipfeln,
Wo schon ein leises Mondesahnen liegt.
Versucht ein Zweig die blonde Flut zu packen,
So wiegt sie leicht ihr Haupt und wandelt weiter.
Zur Seite schreitet ernst ihr als Begleiter
Im schwarzen Wams der Tod . . Von Bergesgipfeln
Sinken die langen, feinen Abendschleier.
Die Schleppe rauscht auf gelbem Gartenkies . .
Sie steigt hinan zum Schloss . . Im schilfdurchwogten
Weiher
Badet der Mond sein goldigrothes Vliess . .
Ein Rosenduften hebt sich schmachtend, laut . . .
Hoch vom Altan der Tod herniederschaut . . .

Drei Jahre später.

(Nach Verlaine.)

Die enge Pforte hab' ich aufgemacht.
Sie knarrte müde, und im alten Garten
Stand ich. Es zitterten die zarten
Aurikeln feucht in Morgenfunkelpracht.

So ganz wie damals. Alles seh' ich wieder.
Wild um die Laube ranken sich die Reben.
Im Silberspiegel der Fontaine beben
Die Pappelzweige wie verschämte Lieder.

Die Rosen frösteln, und im Frühwind schwanken
Die Lilien wie stumme Schmerzgedanken.
Bekannt muss mir ja jede Lerche sein!

Fand ich doch selbst noch aufrecht die Velleda,
Umhaucht vom schweren Athem der Reseda,
In der Allee. Schon bröckelt sich der Stein ...

— —

Die Nacht.

Die Nacht schwankt an, ein wegemüdes Weib,
Im schwarzen vollen Haar blassgelbe Rosen,
Mohnblumenkränze um den weissen Leib.
An ihrem lippenschmalen, lächellosen
Munde liegt schwül von überstand'nem Leiden
Ein Dämmerhauch, wie Ihr nach schwerem Scheiden
An todten Wangen oft ihn kauern seht.
Um ihre marmorstarren Brüste weht
Ein grüner Schleier. Wellenkühle Glieder
Bettet sie neben mich. Die schweren Lider
Schliessen sich. Heisses Düftekosen
Steigt athembangend aus den gelben Rosen.

Chanson d'automne.

(Nach Verlaine.)

Weiche Seufzer heimlicher Geigen
Verwunden mein Herz, und Sehnsucht
Sinkt leise im Wipfelneigen
Mir in die schauernde Brust.
Qualenerstickt, vergrämt,
Klagen- und sinnenbewegt
Horche ich wie verschämt,
Wenn die hastende Stunde schlägt,
Denke an alte Tage und weine . . .
Im schneidenden Winde schreite ich eine
Einsame Strecke: er trägt mich fort,
Wie das Blatt, das welk und wetterverdorrt
Raschelnd im Winde weht.
Weiss ich, wohin es geht? . . .

(Aus „Paysages tristes".)

Der Adler.

In mir ist ein Schwingenschlagen:
Todwund ringt mir mit gebroch'nem
Flügel nach der fernen Sonne
Zitternd ein gestürzter Adler.

In mir ist ein stilles Rieseln:
Aus dem Herzen trinkt mit scharfem
Schnabel mir der kranke Adler
Ungeweinte Sehnsuchtsthränen.

Der Nachen.

Traumschwankend nahte mir ein stiller Kahn.
Es war ein Schweigen rings, ein athembanges
Schweigen.
Kein Blatt war rege an den Erlenzweigen,
Und lautlos landend stiess der Nachen an.

Ich wusste selbst nicht wie, es trieb mich fast
Mit zwingender Gewalt, hineinzusteigen,
Das gab ein ruhiges Schaukeln, leichtes Neigen
— Noch hielt ich zögernd mich an einem Ast,

Da regte sich das Boot schon, langsam giengs
In ein Gewässer, dass sich randlos dehnte,
Das blauverschattet in die Ferne gähnte:
Nur stumme, weiche, glatte Fluten rings.

Und mich befiel ein seligmüdes Glück.
Ich liess die Hand ins Wellenkühle gleiten,
Lichtloses Dämmern fühlt' ich mich umbreiten.
Ich lehnte leicht das Haupt ins Boot zurück

Und schloss die Augen. Wunschlos, gierdelos,
Der Sorgen ledig, bar der Hoffnungstriebe,
War mirs, als ob mir nichts von allem bliebe,
Was mich bewegt: ich lag im Mutterschooss.

Im stillen Gleiten narbten alle Wunden,
Die mir das Leben grausam je gerissen.
Kein Sehnen war in mir, kein Neuesmissen,
Und mich durchquoll ein wonniges Gesunden.

Ich hegte keinen Wunsch, mich umzusehen,
Ob schon die Küste in der Nacht verschwunden.
Das war ja alles, alles längst verwunden,
Ich musste nicht mehr kampfesrüstig stehen.

Ich durfte ruhen, und das leichte Boot
Trug einem Ziel mich zu, in Nacht verloren.
Mein Denken schwand, nur leise in den Ohren
Sang es mir süss: Das ist das Glück, der Tod.

Persepolis.

(Eine Phantasie.)

Im blauen Mondlicht
Baden sich weisse,
Hohe, breitausladende Treppen.
Säulenschatten kriechen
Über die marmornen Stufen.
Weichtatzig, leise
Schleichen Löwen
Lüsternd suchend
Ueber die Stiegen.

Noch immer.

Ich bin der alte krause Träumer noch,
Trag' ich jetzt auch den Säbel an der Seite.
Ich bin noch immer Pierrot der Zweite,
Der vor dem Mond auf allen Vieren kroch.

Und bin mit mir zerfallen und vergrämt
Und bin ein Sklave meiner kleinen Leiden.
Mir muss kein Mensch die Flügel mehr beschneiden:
Die sind schon längst gebrochen und gelähmt.

Ich bin wie sonst ein Stimmungsakrobat,
Belüg' mich selbst und mit mir alle Leute.
Ich jag' noch immer mit der Verse Meute
Auf der Gefühle weichem Wiesenpfad.

Im Prater.

Ueber die weiten Wiesen
Hüpfen die Sonnenkinder,
Vom schäkernden Winde gescheucht.
Schämig schützen die Bäume
Die zarte Nacktheit
Der schlanken fröstelnden Glieder
Mit keuschem Grün.
Schatten schwimmen im Teiche
Von zierlichen Wipfelkronen.
Fern von der Stadt her
Rinnt durch die Luft ein Glockenraunen.
Ich horche dem ruhigen Trabtritt
Meines Pferdes, lausche
Dem schüchternen Lenzlied
Kleiner verborgener Vögel.
Am Ende der langen Allee
Wirbelt ein glänzender Tag.
Wagenrollen verhallt . . .
Ich bin allein mit dem Frühling.

Oede.

Einsam sein unter Vielen,
Leiden und keinem klagen,
Lasten am Herzen tragen,
Härtet die Seelenschwielen.

Immer das müde Erwachen,
Immer das öde von gestern.
Keine der Stundenschwestern
Bringt mir ein lösendes Lachen

Grausam gräbt mir mein Sehnen
Nur in die Brust seine Krallen,
Und es weigern bei allen
Qualen den Trost mir die Thränen.

Im Hafen begraben.

Ich wollte das wilde Wogen haben,
Das Toben wüthender Seelenorkane.
Sie zerrt nicht flatternd am Seile, die Fahne:
Mein Schiff liegt ja im Hafen begraben.

Die Ruderbänke sind morsch, es schleichen
Durch Spalten und Risse die Uferwellen.
O besser, scheiternd an Klippen zerschellen,
Wenn die Hoffnung lenkt und die Küsten verbleichen.

Besuch.

Heut in der Nacht
Sassen sie alle, die Wünsche und Pläne,
An meinem Bette,
Und ich erwachte und weinte.
Wie kummerwelk und gram-alt
Hockten sie da,
Die einst so blühenden, goldblonden Kinder
Meiner heissen, süssen
Maienliebe mit meiner Hoffnung,
Der Märchenprincessin,
Die herniedergestiegen
Vom strahlenden Schlosse,
Mit schneeflockenweissen Armen
Mich Seligen zu umschlingen.
Und sie sassen und schwiegen,
Und ihre thränenrothen Augen klagten.
Und sie zeigten mir ihre
Kieselzerschundenen Sohlen
Und ihre dornenzerrissenen Hände
Und schwiegen . . .

Dir steht die Welt ja offen!...

So hab' ich mit dem Selbstmord coquettiert.
Dann hielt mich aufrecht wieder dummes Hoffen.
Noch ist der alte Spruch nicht ausradiert:
Du bist ein Mann, dir steht die Welt ja offen

Als ich ein Kind war, glaubt' ich an den Spruch.
Ich sah sie strahlend aufgethan, die Ferne,
Denn meine Seele war ein offenes Buch,
Drein schrieben viele, und ich las es gerne.

Jetzt weiss ich, dass die Welt vernagelt ist,
Geschlossene Thüren hab' ich nur getroffen.
Ich weiss, dass meine Saat verhagelt ist —
— Und immer hör' ich noch: die Welt ist offen!

Vom Kasernfenster.

Der Himmel ist roth, die Luft ist schwer.
Länger werden die Schatten.
Ueber die Aehrenwogen her
Gleitet ein schwüles Ermatten.

Vom Kirchthurm drüben der Stundenschlag
Verzittert in die Ferne.
Noch zagen die stillen Sterne:
Er schläft noch nicht ganz, der müde Tag.

Die Erinnerung.

Eine schwüle, weiche Hand
Liegt auf meiner schlafgemiedenen Schläfe,
Eine schlanke, heimliche Hand,
Und ich streichle sie zärtlich mit meinen Wimpern.

Und ich fühl's: die kaum vernarbten,
Tiefen Wunden bluten wieder:
Aber grosse, stille Thränen
Küssen mein Haupt durch schlanke, weiche Finger.

———

Mai.

Augentausch und Wangenröthen,
Schöne, junge Maienzeiten.
Ach, die giengen lang schon flöten,
Diese süssen Blödigkeiten.

Und es prangen an den Bäumen
Zarte, grüne Frühlingsorden.
Und es ruft in meinen Träumen,
Dass es wieder Mai geworden.

Credo.

Rother Battist mit leichten, schwarzen Spitzen
Schmiegt sich an deine knospenrunden Brüste.
Weiss wie der Meerschaum hebt sich deine Büste
Vom dunkeln Laubengrün, in dem wir sitzen.

Gib mir, eh' sie der Herbst verwelkt, entblättert,
Die Blütenschöne deiner schlanken Glieder,
Wirf es von dir, das neidigstarre Mieder,
Das deine Griechenformen dir entgöttert.

Ich bin kein wüstenkranker Nazarener,
Ich bin von perikleischem Geblüt,
Ich liebe, was berückend glüht und sprüht:
Ich bin ein schönheitstrunkener Athener.

Mein Frühlingsreich ist nicht von dieser Welt
Der eklen, nüchternen Alltäglichkeit,
Die Dichtung ist mein purpurrothes Kleid,
Der Sternenhimmel ist mein Krönungszelt:

Ein prunkender Brocat, ein Berberhengst,
Ein goldener Pokal voll mit Falernerglut,
Du, wenn du nackt mir deine Jugend schenkst:
Das ist mein Credo an das ewige Blut.

Der Traum.

Lieblich in der Nacht
Kam ein Traum gegangen,
Und mit heissen Wangen
Jäh bin ich erwacht

Stilles Kinderglück,
Keuschen Seelenfrieden,
Alles, was geschieden,
Gab er mir zurück.

Und ich hielt ihn schon
An den Flügel-Enden —
Unter meinen Händen
Glitt er mir davon.

In der Nacht.

Wie leise Lieder aus alten Saiten
Heimlich erklingen in der Nacht,
Wenn die Uhren nur durch die Stille schreiten,
Sind mir liebe Einstgedanken erwacht

Aus kalten Augen ohne Erbarmen
Starrt mich das grausame Dunkel an.
. . . Was hat man mir mit meinem armen,
Blonden, rosigen Einst gethan?

Vision.

Die schwarze Muttergottes stand.
Jesus im Arm, am Wegesrand
Und sah so welk und wandermatt
Aus hohlen Augen in die Nacht.
Der Herbstwind seufzte durch das Laub,
Am Himmel standen stolz und taub
Im Panzerglanz die Sterne Wacht.
Im Schlummer athmete die Stadt.

Ich gieng und kam und sah sie an:
Mir hat die Seele weh gethan.
Sie aber wandte sich und schritt
Quer über Feld im Stoppelland
Mit nackten Füssen ohne Laut...
Lang hab' ich ihr noch nachgeschaut:
Wie eine schwarze Schlange glitt
Hinter ihr her ihr Schleppgewand.

Capriccio.

Eine zierliche kleine Cocotte
In duftiger Elegance,
Voll niedlicher Nonchalance
Ist meine geheime Marotte.

Sie hat herzige Nägel, sie trägt
Bei Tag und bei Nacht ein Mieder.
Sie schwärmt nur für Schumannlieder
Und ist dann sehr aufgeregt.

Sie liebt die grosse Toilette
Und goutiert meine Verse nicht,
Weit lieber als ein Gedicht
Hört sie eine Operette.

Sie hat grosse Boutons in den Ohren,
Die ihr aber ein anderer gab,
Und die kommen mit ihr ins Grab,
Das hab' ich ihr zugeschworen.

Regen.

Dünner Rieselregen
Strichelt durch den Tag,
Müder Uhrenschlag
Stolpert ihm entgegen

Wie verloren schau'
Ich durch trübe Fenster.
Nebelnde Gespenster
Wallen durch das Grau.

Winken, warnen, droh'n
Mit erhobnem Finger:
Ein besiegter Ringer
Schleich' ich mich davon

Und der Regen geht
Traurig durch die nassen.
Menschenleeren Gassen
Als ein Herbstprofet.

Empire.

Ein Blumenzimmer des Empire im Dämmerschatten.
Das Licht der Gasse gleitet auf den glatten
Parquets bis unter die Chaiselongues. Verzierte, grosse
Wandspiegel glitzern auf und sinken wieder
In blaues Dunkel. Jugendschlanke, blosse
Arme und feine, schmale Mädchenglieder
Schimmern und beben in den Lauscherecken,
In denen halbe Worte zart Verstecken
Spielen. Ein verliebtes Flüstern
Steigt athmend auf zu den verblassten, düstern
Familienbildern in den goldnen Rahmen.
Die hochgegürteten verschämten Damen
Gestatten still verstohlnes Händestreicheln,
Ein wangenröthendes galantes Schmeicheln . . .
. . . Da bringt man Licht: Sie paaren sich zum Tanz.
In blauen Augen liegt ein feuchter Glanz

Mein Los.

Wär' ich ein Mensch und kein Poet,
So lebte ich mein kleines Glück
Und ackerte mein kleines Stück
Und erntete, was ich gesät.

So aber lässt ein Griechentraum
Mich in den öden Tag erwachen.
Auf trüben Wogen schwankt der Nachen
Nach nie erreichtem Sonnensaum.

Dämmerstunden.

Ich lieb' den Herbst und seine Dämmerstunden
Am goldnen Gitter eines Rococokamins
In den verwitterten Palästen Wiens.
Die Sonnenwünsche hab' ich überwunden.

Ich sitze im Fauteuil Dir schweigend gegenüber.
Auf weichen Lehnen ruhen Deine Arme;
Die feinen Hände hängen schlaff. Das rothe, warme
Feuer der Kohlen gleitet zärtlich drüber.

Du liebst mich, doch Du sagst es nicht. Wir schweigen
Uns beide unsre heimlichsten Gefühle,
Die müd, langstenglig in der Ofenschwüle
Mit rothen Kronen aus den Herzen steigen.

Die Lyrik auf dem „Brettl“.

Schleierwallend, eine überschlanke
Göttin tritt sie auf umgrellte, schwanke
Bretter vor das Publikum.
Scheu schaut ihre Seele durch das Gitter
Langer, schwarzer Wimpern, vor dem Flitter
Bangt sie, der das morsche Podium
Rings in rother Roheit prunkend schmückt.
Müd aus Blinzelaugen angeblickt,
Wangenheiss, Cigarrendampferstickt,
Soll sie ihre stillen Lieder sagen.
In der Luft von wüstem Händeschlagen
Zitterts noch. Die zarte Brust bedrückt
Ein verstohlnes, wehes Seelenweinen.
Durch die marmorklaren, stengelfeinen
Glieder geht ein fröstelndes Erbeben.
In die Schläfen jagt ein Siedeleben
Ihr die Scham. Sie greift zur goldnen Leier:
Alle Saiten sind verstimmt Der dünne Schleier
Sinkt von ihren keuschen Mädchenbrüsten,
Und mit unverhohlnen frechen Lüsten
Gafft und geilt die weinerhitzte Menge.

Ihre Augen irren flehend im Gedränge
Dieser gieriglauten Zecherblicke.
Und sie fühlt, sie kann es doch nicht schänden,
Ihr Geheimnis, mit den Kinder-Händen
Bricht sie ihre Leier schnell in Stücke
Und entflieht. Ein Pfeifen und ein Johlen
Keift noch hinter ihren Göttersohlen . . .

Le bonheur suprême.

(Nach Théophile Gautier.)

Ein grosser Bau, der fensterlos sich weitet,
Ein grosser Hof, der sich verlassen breitet,
Von weissen Marmorsäulen ernst bewacht.
Eine Fontaine silbern drinnen lacht,
Ein Wasserspiel in der Araber Weise.

In bunten, erdgefüllten Kisten Blütenträume
Weisser Orangen- und Granatenbäume,
Ein keuscher Wechselreigen, den so licht
Wie der Saphir ein Himmel überblaut,
Von dem die grosse gelbe Sonne niederschaut,
Ein sanftes, reines, lächelndes Gesicht

Müd an den warmen, glatten Boden schmiegen,
Windhunde ihren schlanken Hechtkopf, liegen
Und blinzeln in den Frühlingstag . . . Und leise
Mit nackten Sohlen schreiten hohe Mohren,
Goldringe um die Beine, traumverloren
Unter den Säulen. Schlanke, perlenweisse
Mägde in reichen seltsamen Gewändern,
Die rosa Zehen in Sandalenbändern
Tragen Amphoren auf den Häuptern, heisse
Rosen in leichten Körben am Arm und gehen
Durch die Arcaden hin wie Märchenfeen.

Ich selber lehne unbeweglich, schweigend,
Von einem schweren Zelte überschattet,
Auf weichen blauen Kissen, süssermattet,
Das Haupt in meine hohle Linke neigend,
Auf eines Löwen Mähnennacken meinen Arm
Gestützt, den Fuss auf einem warm-
Entblössten Mädchenbusen. Um und um
Liegt beizendfeiner Duft von Opium.
Ich schlürf' es aus gestrecktem Jaspisrohr,
Und blauer Dampf schwebt ringel-schön empor.

Der Jüngling.

Einen welken Kranz in lichten Locken
Trat ein Jüngling an mein heisses Lager,
Bleich an Wangen, hoch und kummerhager,
Und ich harrte schweigend und erschrocken

Und er stand, und seine Augen klagten.
Um die Lippen lag ein müdes Bitten.
Still und schlank ist er von mir geschritten,
Seine Schritte zauderten und zagten.

Und ich wollte rufen: Bleibe, geh' nicht!
Doch mir weigerte der Mund die Worte.
In den Angeln zögerte die Pforte,
Und ich fasste noch mein ganzes Weh nicht.

Leere.

Diese Stunden der Qual!
Nichts kann die Welt mir sagen.
Und mein verzweifeltes Wagen
Stockt in den Aengsten der Wahl

Riegel und Balken vor
All den heimlichen Gängen,
Ach und mein pochendes Drängen
Oeffnet kein ladendes Thor.

Sonnentod.

Unter den Hufen der Sonnenrosse
Möchte ich enden,
Vom Feuer der stählernen Räder umloht,
Vom strahlenden Auge
Das Phöbos Apollon durchleuchtet,
Der die blitzende Geissel
Ueber den rothen Mähnen schwingt,
Flammenumleckt,
Gross und kalt.

Die Hoffnung.

Der Hoffnung bin ich jüngst begegnet.
Lau war die Luft, wie lenzgesegnet.
Es war ein zartes, blasses Weib
Ein Panzerhemd barg ihr den Leib
Vorm Pfeilschuss, den ihr wilder Feind,
Der Zweifel, oft ihr schon gesandt.
Sie lächelte mich an verweint,
Und ihre fingerschmale Hand
Strich zärtlich ihrem weissen Schimmel
Ueber die Saidenmähne hin.
Mich störte an der Reiterin
Das höhnisch-läppische Gebimmel
Des Glöckchenstabes, den sie trug,
Mit einer Narrenpuppe dran.
Und als ich hinsah, Zug um Zug
Grinst' mich mein eignes Antlitz an.
Mit hölzernsteifen, kurzen Armen
Griff stumm die Puppe in den warmen
Waldfrühlingreinen Sonnenschein
Ohnmächtig, mir zum Hohn hinein.

Sie.

Manchmal darf ich sie sehn in einem süssen Traum.
Die Haut ist weiss wie Meereswogenschaum,
Blau wie ein Kindermärchen, bergseetief
Sind ihre wimperlangen Augen, bleich
Wie meine Sehnsucht ihre Wangen, gleich
Dem Sonnenstaub ihr Haar. Wenn ich sie rief
Mit einem Namen, den ich stets vergass,
Wenn sie entschwand, den ich errathend las
Von ihren Lippen, lächelte sie still,
Wie wenn man etwas Liebes sagen will
Und darf noch nicht, und faltete die Arme
Ueber den rosa Schnäbeln ihrer Brüste.
Ein Abschiedsblick, ergebungstraurig, küsste
Die Stirn mir, und sie gieng . . . Das körperwarme
Bett meiner Träume hab' ich abgetastet
Zitternd und blass. Keusch war ich und gefastet
Hab' ich am Weibe lange, bange Wochen.
Und wenn ich ihr die Treue doch gebrochen,
Geschah's aus übergrosser Liebe. Sie
War es, der ich die fremden Formen lieh.

Eine Todte.

Mein Lied ist wie das schwüle Modern
Von Rosen um einen Todtenschrein.
Keine rothen züngelnden Fackeln lodern,
Nur der Mond schaut still in die Gruft hinein.

Eine schlanke junge Mädchenleiche
Ruht aus vom herben Entsagungskummer.
Eine Dornenkrone schmückt ihr das weiche,
Blonde Haar. Sie lächelt im Schlummer.

———.

Ein Mord.

Weisst du den Tag, an dem sie Dir
Die Jugend stahlen? . . .
Schmetterlinge wiegen
Sich auf den schlanken Kelchen weisser Rosen,
Der Schlehdorn blüht, und leichte Lieder fliegen
Ihr um das lockenschwere Haupt. Am Bachesrieseln
Spielt sie mit Blättern und mit runden Kieseln
Und lacht und plätschert mit den schmalen Füssen.
Die Wellen küssen sie, die Vögel grüssen
Sie zärtlich, und ein weiter Himmel blaut . . .
Weisst du den Tag? . . .
„Sie ist ertrunken," sagen
Sie, „hat zu tief ins Wasserspiel geschaut:
Die Wellen haben sie davongetragen "
Dir aber ist der frohe Blick erblasst,
Du hast an Deinen wirren Kopf gegriffen
Und hast doch alles noch nicht ganz gefasst.
. . . Sie aber haben Dir die Hand gedrückt
Und haben rauhe Worte glatt geschliffen.
Du hörtest nichts, hast Dich zum Bach gebückt
Und all die weissen Kiesel abgetastet

Nach ihrer Füsse Spur, und abgehastet
Den Garten, bis der kalte Abend sank.
Als dann Dein ganzes Weh Dich überdrang,
Hast auf den Kies Du Deinen Kranz entblättert
Und am Portal Dein Saitenspiel zerschmettert . . .
. . . Und in der Nacht ist jäh ein Frost gekommen
Und hat dem Garten rauh den Lenz genommen.

Wandern.

Die Nacht ist kalt,
Mein Ziel ist weit,
Und keiner weist mir die Wege
Die Pfade sind alle verweht, verschneit,
Am sternlosen Himmel droht mir der Wald,
Und ich fürchte das finstre Gehege.

Mein Herz ist voll,
Mein Aug' ist leer
Und mein Hoffen gestorben, begraben.
Meine Füsse zittern mir so sehr,
Ich weiss nicht, wohin ich mich wenden soll —
Und oben krächzen die Raben.

Der Wind weht rauh,
Es flockt der Schnee,
Mein Singen ist mir erfroren.
Das pochende Denken thut mir weh:
Wie mein Tag doch einst war so märchenblau,
Und wie ich das ewig verloren!

An ein Kind.

(Nach Theophile Gautier.)

Du bist ein weisser Engel, blondes Kind,
Dem Gott, als er ihn hoch vom Himmel hergesandt,
Die Flügel an dem Sonnenstrahl verbrannt.
Noch gehst Du nicht, im lauen Frühlingswind
Schwebt über Blumen Dir der Fuss, es steht
In Deinen blauen Augen zärtlich eingeschrieben
Das Paradies, wo die Geschwister blieben,
Und jedes leise Wort ist ein Gebet.
Die alte Heimat ist in Dir, und scheu
Betreten Menschenpfade Deine Sohlen.
Du wandelst einsam, Blumen heimzuholen,
Und alles ist so seltsam Dir und neu.
Einmal wird rauh der Dorn Dir rothe Wunden
In Deine kieselreinen Füsschen reissen,
Ersticken wird man Dir die blütenweissen
Unschuldgedanken, und nach kurzen Stunden
Hast Du vergessen, wo Du hergekommen
Und wie Dir Gott die Flügel nur genommen.

Age fortuné des premières émotions.

(Nach Gautier.)

Wo ist sie hin, die Zeit der jungen Sinne!
Wie durch ein Prisma leuchtete die Welt
Im Rosenfrühling. Von der höchsten Zinne
Des Gartenschlösschens über Fluss und Feld
Schmetterte selig aus der rothen Kehle
Ein kleines Vöglein in den blauen Tag,
Wie die Libelle schillerte die Seele
Und war so dankerfüllt wie Amselschlag.
Die Wünsche tanzten auf dem Regenbogen
Beflittert und geputzt auf mein Geheiss.
Mein Gestern war so fliederblütenweiss.
Ein Segel kam auf sonnengoldnen Wogen:
Das war mein Morgen, und am Steuer stand
Schlank meine Hoffnung, winkte mit der Hand,
Und ihrem Lächeln beugte sich die Flut...
Wo ist sie hin, die Zeit. da ich noch gut,
Weil ich noch glücklick war: Wohin bist du gegangen?
Noch brennt dein Kuss auf meinen blassen Wangen,
Du Zeit der Liebe, Zeit der Poesie
Ich gab dem Winde meine lauten Klagen,
Hoch übern Herbstwald hat er sie getragen.
Doch die Entschwundene vernahm sie nie.

Die Marmorgöttin.

Mächtig ragte mir im Traume
Ein Carrarablock, und näher
Schlich ich, ein gewandter Späher,
Wie der Knabe, wenn im Baume
Sich ein Vogel rastend wiegt,
Und ich schlich, von Furcht besiegt,
Dass mir die Erscheinung schwände,
Eh' ich meine Zweiflerhände
An den Kanten überzeugt . . .
Fern im rothen Sonnenscheiden
Lag das Meer, wie gramgebeugt
Standen seltne Trauerweiden.
Eine grosse, bange Stille
War um mich, mein Herz schlug laut.
Meine Angst bezwang der Wille:
Tastend habe ich geschaut.
Und es schien der Stein zu leben,
Süsses Weibergliederbeben
Fühlte meine heisse Hand:
Sie, die ich für mich erträumte,
Sie, die meereskammumschäumte
Göttin fand ich festgebannt
In den Stein, dem zu entrinnen,
Freie Formen zu gewinnen,

Sie vergebens sich bemühte.
Und ihr lautes Auge flehte,
Ihre zarte Wange glühte,
Und ihr heisser Athem wehte
Mir um die verdorrten Lippen.
Und ihr Schweigen schien zu rufen:
„Alle Künstler, die mich schufen,
Durften ja nicht schlürfen. Nippen
War ihr Wagen, ihr Vollenden.
Dir, nur Dir kann ich erstehen,
Der Du mich im Traum gesehen,
Unter Deinen Schöpferhänden
Darf ich mich dem Stein entringen,
Meine Arme um Dich schlingen
Will ich, Dir lebendig danken "
Und ich sah die Weiden schwanken,
Und die rothe Sonne schied
Wie ein wehes Schwanenlied.
Und ich wusste, dass ich nimmer
Es vermöchte, was sie bat,
Dass die eine grosse That
Mich mit ihrem Flügelschimmer
Nur gestreift. Und schluchzend, weinend,
Stumm den Marmorwunsch verneinend
Fiel ich vor der Ewigen nieder,
Ihre schlanken, starren Glieder
Badend in dem Thau der Thränen...
Schmerzlich wich das Lebensehnen
Ihr im Antlitz dem Verzagen.

Und die Nacht schwang ihre Flügel,
Blutig über Wogenhügel
Schwand ein letztes Sonnengrüssen.
Und mein todtes Glück zu Füssen
Lag ich, bis der Morgen graute:
Alles war verweht, verschwunden,
Doch die stille Sonne schaute
Grausam auf die Seelenwunden.

Kindheit.

Aus den fernen Tagen der tannengrünen
Kindheit grüssen mich heimliche Glockenklänge.
Die Erinnerung fasste die faulenden Stränge:
Einmal will sie ihr düsteres Quälen sühnen.

Wie die reinen Töne ins Herz mir greifen,
Ranken sich rings auf kahlen Stämmen die Reben,
Und verschlafne Gedanken erwachen zum Leben,
Wie die schwellenden Noten zu Liedern reifen.

Wieder wie einstens sprudelt, umwacht von Rosen,
Schüchtern die alte Fontaine, der Pfau schreit
heiser
Jenseits der Mauer, die Sonnenuhr streckt ihren
Weiser
Aus dem Epheugewirre, dem rücksichtslosen.

Und ich wandle die engen, sandgeregelten Pfade,
Wo das Katzengold glänzt, das einst mich entzückte.
Ueber die winzige Welt, die frühlingbeglückte,
Regnen die weissen Blüten der göttlichen Gnade.

Erinnerung an eine Schlittenfahrt.

Wir sind im Schlitten über Land gefahren,
— Die Kälte knickte die erstarrten Aeste —
Die Wangen heiss vom tollen Walzerfeste,
Den Kuss der Lust noch in den feuchten Haaren.

Die Glöckchen an den raschen Pferden klangen
Weit in die schlafbefangene weisse Ferne,
Am klaren Himmel zitterten die Sterne.
Ich schwieg und rauchte — die Gefährten sangen . . .

. . . Denk ich daran, so ist mir: auf dem Schlitten
Sei meine Jugend auch noch mitgefahren,
Und plötzlich sei sie hoch, in blonden Haaren
Und ohne Gruss quer über Feld geschritten.

Dämmerstundensehnen.

(Nach Paul Verlaine.)

Durch die stillen Auen
Schleicht im Tagesgrauen
Dämmerstundensehnen . . .
Leis in Schlaf gewiegt,
Dämmerliedbesiegt,
Schlürft mein Herz die Thränen,
Schlummert und vergisst,
Dass der Tag erwacht,
Dass es Morgen ist,
Lange noch nicht Nacht . . .
Durch die stillen Auen
Wandeln hoch in blauen.
Schleifenden Gewändern
Seltsam schöne Träume,
Und die feuchten Bäume
Schauern kalte Thränen
In die stillen Auen . . .
Dämmerstundensehnen
Nach den Wolkenländern
Schwingt die weissen Flügel
Ueber ferne Hügel . . .

(Aus „Paysages Tristes“.)

Promenade sentimentale.

(Nach Verlaine.)

Sonnenscheidegrüssen
Blutet in den Teich,
Leise zu meinen Füssen,
Riesengross und bleich,
Wiegen Wasserrosen
Auf dem regungslosen
Spiegel sich im Wind,
Stille Wasserrosen,
Riesengross und bleich,
Auf dem regungslosen,
Schilfdurchwachsnen Teich . . .
Ich gieng im Sonnenscheiden
Am Wasser hin allein
Unter den alten Weiden,
Die Nebel hüllten mich ein.
Sie kühlten die weiten Wunden,
Die nie vernarben, die nie
Ein lösendes Lied gefunden
Am Herzen der Poesie.
Es flossen die Nebelschleier,
Die stumm und traurig schwammen.
Zu einem Phantom zusammen:
Verzweifelt rang es die Hände

Und weinte sein Leid ohne Ende,
Und es klang wie Entenschreien,
Die flatternd über dem Weiher
Sich suchen und sich entzweien
Unter den alten Weiden,
Wo ich wandelte seelenallein
Im rothen Sonnenscheiden —
Die Nebel hüllten mich ein . . .
Da sank vom Himmel nieder
Das rabenschwarze Gefieder
Der Nacht, zu meinen Füssen
Erstarb das Sonnengrüssen.
Doch riesengross und bleich
Leuchten Wasserrosen
Auf dem regungslosen
Schilfdurchwachsnen Teich.

(Aus „Paysages Tristes".)

Die Nachtigall.

(Nach Verlaine.)

Wie der Vogel vor Schrecken im Fluge schreit,
So raschelt mein Einst, mein vergangenes Leid
Hernieder auf mich durch die welkenden Blätter
Meines herbstenden Herzens. Gebeugt vom Wetter
Der Leidenschaften, spiegelt im Bach
Meiner Klagen der Baum sein röthliches Dach,
Im Bache, der murmelnd mein Gestern beweint,
Im Bache, den keine Sonne bescheint...
Allmählich legt sich das Rauschen da drinnen,
Wenn die Wellen ein kühlendes Nebeln spinnen:
Das Rascheln verstummt von Ast zu Ast.
Bald hör' ich bebender Lauscher fast
Nichts mehr — nur ein schluchzendes Schmachten
preist
Die ewig Verlorene, die mich verwaist,
Den mein Glück zu seinem Sänger erkor,
Der Vogel, an den ich die Jugend verlor,
Und sein süsser schmetternder Liebesschlag
Klingt so sehnend wie einst, wie am ersten Tag...
Der Mond geht ernst und trauerbleich

Durch die Nacht, die so sommerschwül, so reich
An Julischwermuth. Ein dunkles Schweigen
Beginnt von den Sternen herabzusteigen.
Und im streichelnden Winde fröstelt ein Baum,
Und oben schluchzt ein Vogel im Traum...

(Aus „Paysages Tristes".)

Femme et chatte.

(Nach Verlaine.)

Sie scherzte mit ihrem Kätzchen
Wunderlich waren zu schauen
Beim Spiele Händchen und Tätzchen
Weissleuchtend im Abendgrauen.

Grausam verbarg mein Schätzchen
Die Nägel, schneidende Klauen,
Unter dem wollenen blauen
Fäustling und trieb seine Mätzchen.

Auch die Katze gab nun die Devote
Und zog in die sammtene Pfote
Die spitzigen Krallen ein.

Doch half's ihr wenig. Die lachte.
Und im Zimmer das Dämmern entfachte
Vier Augen zum Phosphorschein.

(Aus „Caprices".)

La Chanson des ingénues.

(Nach Verlaine.)

Die Stirne so glatt und die Augen so blau.
So sind wir Naiven. Wer kennt uns genau?
Wir leben in den Romanen
Und haben sehr keusche Ahnen

Wir wandern verschränkt, und kein Tag ist so rein
Als unsre Gedanken und Träumerein.
Wir lachen und plauschen und singen,
Wenn wir durch die Wiesen springen.

Vom Tagesgraun bis zum Abendroth
Jagen wir flatternde Falter todt.
Und riesige Schäferhüte
Bewahren dem Teint die Blüte.

Unsre Kleidchen sind leicht und so weiss wie Schnee.
Wohl winken die Cavaliere uns „He!“
Und bitten und betteln und flüstern
Und wispern und zwinkern so lüstern.

Umsonst ist all ihr heisses Bemüh'n,
Und vor Aerger werden sie gelb und grün.
Die Fältchen unserer Kleider
Hänseln und necken die Neider.

Wir spotten in unserer Tugend laut,
Wenn ein Unwiderstehlicher wandelt und schaut,
Und senken die Lider zur Erde,
Kommt einer gar prunkend zu Pferde.

Doch freilich schlägt uns das Herzchen oft
Heiss unter der Kutte, und unverhofft
Kribbeln und krabbeln Gelüste:
Und es ist uns, als ob man uns küsste.

(Aus „Caprices".)

An einen Freund.

Du hast das bessere Theil erwählt.
Deine Stirn ist frei, Deine Augen lachen.
Du weisst nicht von einem Seelenwachen,
Wenn sie laut die verlorenen Jahre zählt.

Du hast ja die Pflicht, Dein ist ja die Kraft.
Du ahnst nichts von einem entsetzlichen Sehnen,
Von den schmerzlichsten, den erstickten Thränen,
Vom Träumen, das jede Faser erschlafft.

Glück Dir auf den Weg. Du wirst ihn durchmessen
Und oben stehen und Athem schöpfen
Dass einer von diesen unseligen Tröpfen
Am Feld lag, das hast Du dann lange vergessen.

An . . .

Gross und einsam wie Sappho,
Warst Du mir ein voller Accord
Auf goldener Leier,
Wenn in die tönenden Saiten
Selig ein Gott greift . . .
Still in die Ferne sinnen
Deine weiten Griechenaugen,
Sinnen und träumen
Von der sonnigen Zeit
Deiner hellenischen Seele,
Da sie jauchzend im Cymbelschlag
Auf rosenbestreuten Wegen zog,
Wo ans Ufer die Wellen sprühten
Und verwogten in rhythmischem Rauschen.
. . . Gab Dir die arglistbrütende Aphrodite
Einst als Geschenk
Der Grazien ewiges Chorlied?
Heisse Töne sind in den Augen,
Und süsses Harfenwehen
Geht von Deinem rothblühenden Munde.
Wie wenn im Frühwind
Knospende Maienrosen duften,
Also ist Lenz um Deine keusche,
Schweigende Schönheit . . .

Angst.

In weisser Cravatte, der weissen, hohen
Weste, die Haare gescheitelt, gantiert,
Bin ich der Stille wieder entflohen
Und habe getrunken, gelacht, causiert,
Die Liebe in schönen Augen gesucht
Und — mich und meine Gesten verflucht.

Ich bin mir fremd und fremder geworden,
Ich habe Gefühle und Stimmung posiert,
Und geistreich hab' ich mein Seelenmorden
Mit zierlichen Wendungen discutiert,
Mich selbst um allen Stil betrogen,
Und wenn ich am wahrsten war — hab' ich gelogen.

Es ist eine zitternde, bleiche, grosse
Angst in mir, die ich umsonst pariert:
Vergeblich deute ich sie als blosse
Nervenschwäche, die mich geniert.
Es ist die Furcht vor der Lebens-Eile,
Die mich davonpeischt, nicht Langeweile.

Die Stunden gehen in klirrendem Schreiten
Neben mir hin. Ja, mich choquirt
Sogar das harmlose Pendelgleiten,
Wie Uhrgeticke mich alteriert.
Denn ich fühle, wie im Vorübergehen
Die Stunden mich stumm und voll Hohn besehen.

Einmal!

Einmal, mähnenschöne Leidenschaft,
Schlag mir Deine Pranken ins Genick!
Immer dieser artig-leise Blick,
Diese bleiche, müde Seelenhaft!

Immer dieses weiche Händegeben,
Immer diese hohen, stillen Worte!
Tret' ich nie denn aus der Gartenpforte
In das heisse, nackte, rothe Leben?

Stille.

In die Lampe starren und liegen,
Sich selbst und die andern vergessen,
Bis Träume die Seele wiegen
Von dem, was einst sie besessen,
Von der Stille mächtigen Schwingen
Sich streicheln lassen und schweigen,
Lauschen dem Lampensingen,
Horchen dem Stundenreigen . . . . .

Als Epilog.

(Jänner 1896.)

Wenn je mir auf meinem Wildnisritt
Ein Blütenzweig wollte die Stirne küssen,
Dann hab' ich im Sattel mich bücken müssen,
Nahm kaum sein duftendes Grüssen mit.

Doch wenn ich dann aufrecht wieder sass,
So hat mich gewiss beim Weiterjagen
Ein knorriger Ast vor den Kopf geschlagen,
Weil ich das Bücken diesmal vergass.

Pierrot.

Ein Mysterium.

Geschrieben im Winter 1893.



Zueignung.

An die Baronin Colombine.

Baronin Colombine ist so zierlich und zart.
Ich zupfe die Mandoline — leider noch keinen Bart.

Baronin Colombine, nimm Dich in Acht:
Auf meiner Mandoline sind Funken erwacht.

Baronin Colombine, lach' nicht so laut,
Meiner zitternden Mandoline vor Deinem Lachen
graut.

Baronin Colombine, du nahmst mir meine Ruh'.
Ins Wasser die Mandoline — und mich dazu!



I.

Transfiguration.

Novembernacht. Im Gemache des Dichters. Alles gedämpft, weich, warm. Ampel. Viel Teppiche.

Am Schreibtische im Halbdunkel sitzt Pierrot, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend. Pause. Manchmal hebt er lässig das Haupt. Mondschein legt sich schleiernd über die weissgepuderten schlaffen Züge. Die Hand ist fein, zart und weiss, scharf blau geädert. Unter den weissen bauschigen Beinkleidern guckt der schwarzseidene Strumpf hervor.

Der Dichter tritt ein und wirft den Mantel ab. Er eilt an den Spiegel und mustert, den schweren bronzenen Armleuchter in der zitternden Hand, das bleiche übernächtige Gesicht. Kurzgeschorene schwarze Haare, völlig bartloses Antlitz, die Augen langgeschlitzt, blau. Verknittertes Hemd, Ballanzug von elegantestem Schnitt, kleine, mit einer grossen Seidenmasche gezierte Lackhalbschuhe.

Der Dichter (ohne Pierrot anzusehen). Wieder da?
Pierrot. Guten Morgen.
Der Dichter. Darf ich schreiben?
Pierrot. Noch nicht.
Kannst Du Dir Gluten borgen
Vom Mondeslicht?

Der Dichter (verzweifelt). Umsonst. Alles umsonst.
. . . Schlafen . . .
Pierrot. Träumen . . . Vergessen.
Der Dichter. Alles! Alles! (Pause.)
Pierrot. Gib mir die Hand . . . Sie ist kalt.
Der Dichter. Fühlst Du das noch?
Pierrot. Bin ich alt?
Der Dichter. Ich wohl. (ihn ansehend).
Du blickst trübe und krank
Pierrot. Ich harrte Deiner. . . Mir war so bang.
Der Dichter. Um mich?!
Pierrot Um Dein Glück.
Der Dichter. Verloren für immer!
Pierrot. Denk' nicht zurück.
Ein Morgenschimmer
Stiehlt sich ins Zimmer
Denk' an das Sonnenerwachen.
Der Dichter. Du sagst mir das? Darf ich lachen?
Pierrot. Alles ist still und nächtlich-todt.
Stör' nicht den Schlaf.
Der Dichter (für sich).
Ums Morgenroth
Lieg' ich in zuckenden Qualen,
Winde mich ruhlos. (Pause.)
Pierrot. Könnt' ich Dich retten!
Der Dichter. Gib mir Dich.
Pierrot. Ich bin ja sterbensmatt.
Der Dichter. Was an mir Leben hat,
Ist vermodert und schlecht

Pierrot. Bin ich Dir recht?
Der Dichter. Deine Mondphantasien
Sind schaffendes Malen
Pierrot. Weisst Du, wie weh mir der Mond thut?
Der Dichter. O, selig belohnt ruht
Im Arme der Dichtung Dein Geist.
Meine Muse verstiess mich.
Pierrot. Du hast frevelnd nach ihrem Leib
Den tastenden Arm gestreckt.
Sie ist ein brunstloses Weib.
Der Dichter (plötzlich ausbrechend).
Was kamst Du mir nah?
Wozu bist Du da?
In der Gosse im Mondschein fand ich Dich,
Mit fesselnden Worten band ich Dich.
Du hast mir mein Herz gestohlen.
Pierrot. Von der Strasse mich holen,
In die Wärme des Ofens mich bannen,
Das konntest Du thun.
Von dannen
Zieh' ich Dir nicht Mich kettet die Unkraft.
Der Dichter. Warum zeigtest Du Dich?
Warum sah ich Dich?
Pierrot. Weiss ich's? Weisst Du's? (Pause.)
Der Dichter. Hörst Du Musik?
Pierrot. Nichts. Keinen Laut.
Der Dichter. Wogendes Tönegleiten,
Duftiges Klängeschreiten.
Pierrot. Nichts. Nur den Wind. (Pause.)

Der Dichter. Gib — mir — Dich.
Pierrot. Sag's nochmals.
Der Dichter. Gib mir Dich.
Pierrot. Ich weiss meine Sendung,
Ich ahn' die Vollendung.
Der Dichter (ängstlich). Werd' ich's erreichen?
Pierrot. Du darfst es.
Ich will Dir die Schläfen bestreichen.
Der Dichter (sinkt nach rückwärts auf das Sopha).
Wonnige, weiche Musik!
Pierrot. Still! (Er küsst ihn.)
Der Dichter. Leb wohl.
Pierrot. Ich — bin — in Dir. (Verschwindet.)
Der Dichter (als Pierrot auf dem Sopha).
Mondschein, klingender Mondschein!
(Der Sturm reisst das Fenster auf, die Ampel verlischt. Dunkel.)
Der Dichter (im Traume lallend).
Schlafen und träumen!
Die Muse (in flutendem Blaulicht).
Schläfst Du, Pierrot?
Ich will mich zu Dir legen.
Der Dichter (im Traume).
Warme schmiegende Glieder.
Ich fühle zauberische Lieder
Durch meine Gedanken schweben
Träumen ist Leben.

Intermezzo.

Lieder Pierrot's.

Mein Lied.

Mein Lied wird niemals fliegen,
Eine rothe Standarte im Wind,
Ein flammender Ruf zum Siegen:
Mein Lied ist ein Träumerkind.

Es hat ja die grossen Augen,
Die so sehnsuchtsheiss und so müd,
Und gar nicht zum Streiten taugen:
Es ist nicht tagdurchglüht.

Mohnblumen und Nachtviolen
Trägt es im flutenden Haar.
Einst kommt der Mond es zu holen,
Der Mond, der sein Pathe war.

An die Lieder der Jugend.

Wollt ihr mir, ihr meine jungen Lieder,
Einst, wenn ich vom Dichterthron gestiegen
Und die kalten, wandermüden Glieder
Straff gestreckt im schwarzen Sarge liegen,
Wollt ihr mir, ihr meine jungen Lieder,
Dann als Faltervolk das Grab umschwärmen?
O versprecht es mir: ihr kehret wieder.
Will mich einsam nicht zu lange härmen.
Dann, dann zieht ein frühlingreines Singen
Leise nieder in die enge Stube.
Wenn die Lieder meiner Jugend klingen,
Lieg' ich traumverzückt in meiner Grube.

Ich möchte weinen . . .

Ich möchte weinen, nur weinen
In duftende Blumenkelche,
Die Blumen zum Strausse vereinen
Und auf die Kissen Dir legen.

Kommt dann die Nacht gegangen
Auf leichten Flügelsohlen,
Dann schmachtet mein heisses Verlangen
Aus duftenden Blumenkelchen.

Die Muschel.

Eine grosse, breitgeschweifte
Muschel schwimmt im Aetherblau,
Eine sonnengoldbereifte,
Scharfumgrenzt und schicksalsgrau.

Aus geborstner Wolkenschale
Glüht als Perle auf der Mond,
Purpurfarben der sonst fahle
Auf dem Muschelrande thront.

Von dem Bette seiner Träume
Sah er mich erhaben an,
Bis die Muschel an der Bäume
Schwarzem Küstensaum zerrann.

Einsam wandelt er nun droben
An dem Ufer hin und fahl
Ist er wieder . . . Glanzumwoben
Liegt vor mir das stille Thal.

Der Mond hat einen Hof.

Mit einem grossen Kutscherkragen
Verlässt sein Wolkenprachtpalais
Der kranke Mond und stolpert grämlich
Hin durch den grünen Nebelschnee.

Graut endlich doch der trübe Morgen,
Dann stülpt er hoch sich übers Ohr
Den Kragen und erpocht im Regen
Rasch Einlass an dem Himmelsthor.

Mord.

Ueber den blauen Höhen
Schwimmt ein leuchtendes Roth:
Blutlachen, die verwehen;
Denn die Sonne ist todt.

Es liess der Mond sie erschlagen
Durch Wolken, die sie gehasst,
Die sie einst hochgetragen
Goldarmig zärtlich umfasst.

Sie hat ihre schwarzen Verräther
Verscheidend glanzüberstrahlt.
Sein Antlitz hat sich der Thäter
Mit ihrem Blute bemalt.



Schattenspiel.

Auf der abendrothen, reinen
Himmelsfläche klebt die schwarze,
Zierlichzarte Silhouette
Einer schlank gethürmten Stadt

Eine dünne, leicht verstrebte
Brücke springt zum Wald hinüber,
Der mit zackigen Coulissen
Finster den Acteur versteckt.

Soll das Schattenspiel beginnen?
Eine riesengrosse Tatze
Mit gekrümmten, spitzen Krallen
Packt die kecke Hängebrücke,

Bricht entzwei die schlanken Thürme,
Zerrt an seinen langen Haaren
Rauh den Wald weit ins Proscenium
Und verschwindet in den Tiefen . . .

Auf der steilen Sterneleiter
Klettert jetzt der krumme Mondgreis
Und bestreicht die Himmelsfläche
Schnell mit echt chinesischer Tusche.

Der Mond betrunken.

Matt, ein traubenblutgefüllter,
Rother, schmunzelnder Kumpan,
Schleppt sich einen Wolkenhügel
Aus dem Forst der Mond hinan.

Wirft sich dann ins graue weiche
Nebellager faul und schwer,
Schliesst die dicken, müden Lider,
Liegt und glüht und keucht nur mehr.

II.

Pierrot und Hoffmann.

Weiss gepudert das hitzegeröthete Antlitz,
Dass die unüberstaubten Flecken
Braun hervortauchen,
Sitzt Pierrot am Schreibtisch,
Die Stummelpfeife zwischen den weissen Zähnen.
In den nachttiefdunkeln Scheiben
Schwimmt auf Lichtwogen der rauchüberwirbelten
Lampe
Das bleiche Gesicht
Mit den schwarzen, straffen Brauen
Und den traurigen
Randgepurpurten, blauen Augen.
Unter der hastigen Nase
Mit den zitternden, heissen Flügeln
Schattet der Flaumbart . . .
Uhrgeticke ringsum,
Im Lampengehäuse zuckt es und zirpt es.
Und Pierrot, der heimliche Dichter,
Kaut an seinem schwarzen Federstiele
Und sinnt,

Und sein wildschwarzes kurzes Haargewirre
Umkräuselt der blaue, nebelnde Rauch.
. . . Und neben ihm steht
Plötzlich im Schattengehege
Hoffmann der Einzige.
„Hast mich gerufen,
Trauriger Bruder,
Sieh', ich kam schon."
Und auf dem rothen türkischen Sopha
Lässt er sich nieder,
Ein kleiner, zaundürrer Kerl
Im blauen Frack,
Aus dem die weisse, breite Spitze
Zierlich hervorlugt,
Und mit scurrilem Lächeln
Schlägt er Bein über Bein
Und zieht knackend an seinen langen,
Dünnen Fingern
Und faltet die Stirne,
Ueber die die rothen flatternden Haare
Herniederwallen,
Und seine scharfe, krumme Nase
Athmet in durstigen Lebenszügen
Den beizenden Rauch des starken Tabaks.
Pierrot jedoch mit dem pudergebleichten Gesichte
Und den grossen lidermüden Augen
Blickt ihm schweigend, forschend
In die faltendurchfurchten Züge,
Seine Stummelpfeife zwischen den weissen,

Glänzenden Zähnen
„Künde mir Märchen."
Spricht er endlich.
„Mir fehlt die Idee."
„„Fehlt sie Dir, Brüderlein?
Wirklich, Du Armer?
Ach, ein Poet von der Neige des Säculum
Ist ein traurig-trauriger Wicht.
Sieh' m i c h an. In tollen Sprüngen
Raste der Wahn durch mein Hirn
Und loderte flackernd
Auf das Papier . . .
Freund, hast Du Wein?""
Eine lange, schmale, braune
Altersstaubverhüllte Flasche
Zieht aus dem beschlagnen Wandschrank
Pierrot nun. „Rüdesheimer"
Steht in dicken, steifen Lettern
Auf der schmutzigen Vignette.
Zwei gebauchte, schmucke Römer,
Grün und kunstreich,
Hoch und zierlich
Stellt er auf die Marmorplatte
Eines Tischchens vor dem Sopha,
Und sie lassen aus der Flasche
Goldigklaren kühlen Rheinwein
In die grünen Römer gleiten.
Mit dem breiten blauen Wolltuch
Wischt den lippenschmalen Mund sich

Amadeus Hoffmann schmunzelnd
Und birgt in der Hand
Seine hohe weisse Stirne.
„Erzähl' mir lieber
Etwas aus dem Wunderleben
Deiner sternscheinkühlen Nächte,
Wenn die Gassen Du durchschweifest,
Arm in Arm mit schönen Weibern.
Bruder, Bruder, Deine Augen
Weisen auf gar manches Stücklein.
Immer noch erleuchtet schwankend
Dieses Stolperlicht der eklen
Hakenprangenden Laternen
Die verwaschnen Bürgersteige.
Möchte gerne mich verlieren
In das Traumland meiner Jugend."
„Hoffmann, Alter, glaub' nur ja nicht,
Dass ergötzlich dieses Wandern
Durch der Grosstadt Winkelgassen,
Wenn die Sehnsucht mir im Herzen
Mit den Spinnenbeinen krabbelt,
Meine Sehnsucht nach den weissen,
Ungetrübten Mondesfluten,
Nach Italiens blütenduftigen,
Piniendunkeln Zaubergärten,
Nach der Heimat des Poeten,
Wo die Brunnen träumend rauschen
Und die Hunde träumend bellen
Und die Saiten träumend klingen

Von entschlafnen Liebesliedern."
„Geh. Dich hemmt Dein weisses Antlitz.
In dem Spiegel Deiner Fenster,
In dem hohen Kastenspiegel,
In dem blanken Handstahlspiegel
Schleicht ja immer Dein verträumtes,
Augenringeinteressantes
Dichterantlitz Dir entgegen.
Du bist ganz verliebt ins Gaffen.
Lass die puderbleiche Fratze
Und sieh mehr hinaus durch's Fenster,
Mehr auf diese nächtlich düstern
Geisterüberhuschten Plätze
Als auf Deinen Sehnsuchtspuder,
Diesen fin-de-siècle-Puder,
Der Dich Dir nur arg verleumdet.
Auf, Poet der Sterbezeiten,
Mach Dich frei von Stutzerspiegeln,
Streu' Dir keinen Dichterpuder
Auf die cognac-heissen Wangen,
Um im Licht der Schreibtischlampe
Dich in Dich ganz zu vergucken.
Einen dichten Schleier breite
Ueber Deine Fratzenzüge,
Diese eitlen, liebeshohlen,
Schmalen, harten Dichterbacken —
Gib mir, Freund, dein Spiegelbild."
Und sie zechen und sie schweigen,
Langsam stirbt das Licht der Lampe,

Und die Pfeife ist erkaltet.
Draussen stockt das Räderrollen . .
Wolken wälzen auf den Mond sich . .
Und mit langen, dünnen Fingern
Liest von den unheimlich schwarzen,
Vorhangspiegelnden, umdampften
Fensterscheiben endlich jener
Leis behutsam das verträumte,
Puderweisse Sehnsuchtsantlitz
— Und verschwindet still ins Dunkel.
Augenaufgerissen starrt noch
Lange Pierrot ins Leere,
Und er greift entsetzt zum runden,
Bandgeschmückten kleinen Spiegel,
Stürzt dann vor den grossen Wandschrank,
In den Händen seinen Leuchter
— Krampfig krallen sich die Finger —
Sucht er in dem ruh'gen Glase,
Stöhnend nach dem vielgeliebten
Puderweissen Dichterantlitz
Nichts! — Ihn höhnend
Schweigt der Spiegel,
Und das rothe türkische Sopha
Wuchtet breit allein im Glase.
In der Höhe schwebt die Kerze,
Grausig ohne Hand gehoben.
Und sein Spiegelbild ist fort!
Aus der Faust stürzt ihm der Leuchter,
Weinend fällt er auf das Antlitz.

Dunkel breitet seine Schwingen
Ueber den in Qual Verstörten,
Seine Finger graben tief sich
In den weichen Perserteppich . . .
Da tritt aus dem Wolkendickicht
Still der Mond, und leise, leise
Küsst sein mildes, weiches Leuchten
Die verworrnen schwarzen Haare
Pierrot's des armen Dichters . . .
Uhrgeticke, Nacht und Schweigen.

III.

Das verlorne Spiegelbild.

(**Pierrot**, der Dichter, halbwahnsinnig über den Verlust des Spiegelbildes, irrt im Nachtnebel durch die leeren Gassen.)

Kein Glas, das mich zeigt,
Keine Scheibe, die mich verräth.
Wahnsinn-Elend der Einsamkeit!
Bin ichs, der ich hier
Durch die frostnasse Nacht
In weiten flatternden Kleidern irre?
Meinen glänzenden Schuh erblick' ich,
Die zierlichen Strümpfe,
Das tänzelnde Beinkleid.
Meinen gelben, nervlosen Arm,
Wenn ich die Aermel der luftigen Bluse
Aufstreife in heulender Wehlust.
Ich blinzle mit meinen
Thränenerblindeten Augen,
Und schliess' ich das eine,
So sehe ich wohl

In zagendem Umriss
Die flügelbebende Nase,
Die spitz und weiss
Aus den Backen sich reckt.
Eine der wulstigen Lippen
Gewahr' ich gewaltsam
Bleich und blutlos,
Und über der Lippe
Die straffen, kurzen schwärzlichen Haare,
Sonst nichts, sonst nichts.
Meiner Augen tiefes,
Räthselwogendes Blau
Erblick' ich niemals,
Meiner Brauen plötzlichen Zug,
Zerrauft wie himmelhoch flatterndes Wolken-Gespinst,
Seh' ich nicht.
Irr' ich durch Gassen und Gässchen,
In Pfützen spiegeln sich
Riesenpaläste und arme graue Spelunken.
Jeder Hund, der rachensperrend
Vom Unrath sich leert,
Zeichnet sich scharf umrandet im Lachenspiegel,
Ich nicht — ich niemals.
Meinen schwarzen, hagern. Schatten
Schleudert oft der eisigkalte,
Tiefverhasste Mondesheuchler
An die weissen, rauhgetünchten
Häuserwände, mir ein Zerrbild.
Will ich meine arme, schmale,

Leidenshohle Silhouette
Einmal spähen,
Heimlich, hastend
Meinen Kopf, die wunden Augen,
Kopfverdrehend, augenlenkend,
Schielend, zwingend
Uebertölpeln,
Hindert mich die ungelenke
Steife, störende Gewohnheit
Und ich renne meinem Schatten,
Meinem gliederlangen, dünnen,
Hohen Schatten keuchend nach,
Will ihn fassen, greifen, fesseln,
Heften an die Wand, die steile,
Um zu sehen, um zu stillen
Meine Sehnsucht, meine eitle,
Wilde, laute, dumme Sehnsucht
Nach dem heisserflehten Antlitz.
Bin ich's denn? Wer kann mir sagen,
Ob ich mich nicht längst verloren?
Pierrot in Narrenlumpen,
Pierrot im Puderstaube,
Den ich sorglich, triebgezwungen
Täglich auf die Backen streue,
Pierrot, der wahngehetzte?
Weiss ich meinen alten Namen?
Meine Eltern, meine Heimat?
Schweif' ich planlos nicht und irrend,
Mir ein Greuel, mir ein Schrecken,

Unbekannt mit mir und fremd mir,
Einsam, frierend, zähneklappernd
Durch die kalte, mitleidlose,
Zähnefletschend-rohe Grosstadt?
Ach, ein Zeichen mir von Liebe,
Eine stille, wehmutheisse
Mitleidzähre eines Thieres! . . . . .
Soll ich mich tödten?
Soll ich mich schmettern
Hoch von der Höhe hinab in den Wirbel,
Dort, wo der brausende,
Uferpeitschende, brüllende Strom sich wälzt,
Hoch vom Geklippe
Oder der Brücke?

(Er steht auf der Brücke. In den Fluss senden die Laternen ihr zuckendes Licht.)

Hier oben Schienen,
Kalte, glatte, eiserne Stränge.
Drüben die Stadt,
Massige, ragende Steinkolosse,
Thürme und Kuppeln.
Ein Athemnebel
Wiegt sich lastend über dem Sarge,
In dem sie schlafen,
Alle die müden, sorgenumschwebten,
Glücklichen Menschen . . . . .
Hinein in die glitzernde, weiche Flut?
. . . . Nein — Weg! — Weit . . . .

Betäubung, Genuss!
Leben, Trinken! Weiber und Liebe.
Denkenvernichtende Brunst,
Wunschzitterndes Tasten!
Nicht Sterben.

IV.

Pierrot und die Dirnen.

Ein Nacht-Café. Cigarrenrauch. Schwüle, stickige Luft. Plüschsophas. Marmortische. Teller- und Tassengeräusch. Stimmengesurre.

Geschminkte welke Weiber, rothe Rosen an der Brust. Junge und alte Greise. Absinth in plumpen Gläsern. Gelber dampfender Punsch. Daneben die eklen, braunen Kaffeelachen.

Pierrot tritt ein, scheu, zögernd an der Thüre weilend, regenbeschmutzt, verwahrlost im weissen, zerrissenen Gewande, die Haare lang und wirr, das Gesicht elend, gramzerfetzt, die Augen hohl, thränengeschwollene Säcke unter den langen, feinen Wimpern.

Eine Dirne (zur andern).
Schau den Kerl —

Die andere. Jesus! Der Narr.

Eine dritte (zu ihrem Nachbar). Mein Herrgott!
Wer ist das?

Der Herr (klein, gelbblass, Ballanzug, verknittertes Hemd, schläfrig).
Ein Toller . . . Er bleibt.

Pierrot (lässt sich an einem Tische nieder).
Kellner, Champagner!

Der Kellner (eilfertig, stutzt).
Befehlen?

Pierrot. Champagner und Weiber herüber!
Cigaretten und Gläser,
Viel Gläser. —

Der Kellner (zu einer Gruppe jüngerer Mädchen).
Dorthin, Mädels. Ein Hauptspass.

Eine schlanke, bleiche Schöne (sich erhebend)
Also hinüber . . . So kommt doch!
(Zwei andere folgen ihr zu Pierrot).

Pierrot (die Bleiche auf seinen Schoss niederziehend).
Mädel, wie heisst Du?

Die Bleiche. Paula.

Pierrot. Küsse mich, Paula.
Heiss, flammend. (Sie küsst ihn.)
Ach, nicht so —
Ein saugendes Seelenschlürfen!
Ihr könnt nicht küssen.
(Der Kellner mit Champagner).
Trinkt (giesst ein).
Auf markverzehrende Liebe!
Es leben die Loderextasen!
Stosst an! (Sie trinken.)

Paula. Bubi. Gott, wie Du aussiehst!
Wasch' Dich doch.
Komm her zum Spiegel.

(Sie zerrt ihn zum Spiegel.)
Heiligér Himmel? Wer bist Du?
(Da er sich losreisst.)
Agnes, Gusti, ach seht nur:
Ich allein bin im Spiegel.
(Kreischend). Der Böse!
(Pierrot entflieht.)

V.

Pierrot und die Kleine.

(Einsamer Platz. Alter Röhrbrunnen. Der Mond hinter Giebeln, hell, kalt, klar. Pierrot stürzt auf den Steinstufen des Brunnens zusammen. Stille. Nur das Wasser rieselt gleichmässig ins Becken.)

Pierrot (mit heiserem Lachen).

Verfehmt — gehetzt — ein räudiger Hund!
Ende dich, Pein.
Am kantigsten Stein
Will ich den Schädel mir spalten . .
Auf diesen Stufen, den kalten,
Zittert mir fröstelnd die Hand,
Fiebernd zuckt's mir im Hirn,
Wühlend wogt's hinter der Stirn,
Und ich bin wie fesselgebannt!
O Mondschein, höhnender Mondschein!
Lass von mir, Mond!
Lass von mir, Mond!
Deine kalten, stechenden Strahlen
Stossen sich drängend ins Herz,
Wirbelnde, pressende Qualen
Fluten durch meine Brust.
Birg dich doch, Mond,

Hung'riger, blasser Mond,
Hohlwangiger, hämischgrinsender Mond,
Lass mich, lass mich!
Todt will ich sein und schlafen
Such' Dir einen anderen Sklaven.

(Ein junges hellblondes Proletarierkind wankt vorbei, überhungert, müd. Das Mädchen bleibt stehen. Strenge, edle Züge. Ein lippenschmaler Mund. Gramgrosse blaue Augen.)

Das Kind. Herr, in tiefer Nacht,
Was treibst Du allein?
Sieht Dich die spähende Wacht,
Sperr'n sie Dich ein.
Bist Du gefallen?
Drückt Dich ein Leid
Es ist Schlafenszeit.
Darf ich Dich führen?

Pierrot (halb im Traume).
Meine Hände spüren
Blutwarme Glieder.
Wie Lenzeslieder
Hör' ich Laute sich reihen.
Bin ich zu zweien?
(Aufsehend). Ein Kind, ein Mädchen.
Wer bist Du?

Das Mädchen. Frag' mich nicht.
Sag ich Dir auch meinen Namen,
So wie ich schon tausende kamen,
Kamen und giengen.

Pierrot. Ein Jugendsingen,
Ein weiches, schmeichelndes Tönen.
(**Er erhebt sich.**)
Dich fröstelt, Kind.
Komm mit mir. Im Zimmer
Beim Scheitergeflimmer
Im hohen Kamin
Wirst Du erwarmen.
Was hast Du im Körbchen?
Zum Gotterbarmen!
Zündhölzer bietest Du feil?
Weine nicht, Kleine.
Im Frührothscheine,
Wenn Du hübsch ausgeschlafen,
Kleid ich Dich warm —
Und Dein Körbchen am Arm
Soll bessere Dinge bergen.
Aber ein ganz klein wenig
Wirst Du mich lieb haben!
Nicht, mein Herzchen?
Ein ganz kleines Bischen?

(Das Mädchen blickt ihn mit thränenfeuchten Augen wie verklärt an und nickt mit dem Kopfe. Sie wandern ins Gassendunkel.)

VI.

Auferstehung.

(Des Dichters Zimmer. Im Nachtdunkel kehrt er heim, das Mädchen führend, die flackernde Kerze in der Hand. Im Kamin prasselndes Feuer, das einen hellen, flutenden Schein auf den flockigen Teppich wirft.)

Der Dichter. Wir sind daheim. Wärm' Dich am Feuer, Kind.

(Die Lampe entzündend, während sich das Mädchen in der Ofennähe niederkauert.)

Wie nenn' ich Dich, Du wundersame Kleine?
Das Mädchen. Annunziata.
Der Dichter. Welch' ein süsser Klang!
Italiens Frühling haucht von Deinen Lippen . . .
Dich fröstelt in dem lohen Feuerscheine?
Wie — oder bist Du furchtsam, scheu und bang?
. . . Du schweigst . . . dass alle Menschen Feinde sind,
Von Mutterbrüsten hast Du es getrunken.
Doch sieh, in mich warfst Du nur einen Funken
Von Herzlichkeit: es lodern schon die Flammen.

O Kind, mir brach ein Schloss in Schutt zusammen,
Mir blies ein Dämon meine Fackel aus,
Gab mich der Finsternis, dem Schrecken preis.
Du bist mir segensvoll ein Hoffnungsreis.
Sag mir Dein Leid, wie einem Freund vertrau's . . .
Annunziata, sprich . . . . O, Deine Augen singen,
Sie singen mir ein Lied, das grosse Elendlied.
Wenn seine Sturmaccorde auf mich dringen,
Vor denen scheu mein kleines Jammern flieht,
Wenn seine Flammenstürme mich umrauschen,
Erbebt mein eitles, blasses, schmales Ich . . .
O bleib' bei mir! Ich klammere mich an Dich.
Lass mich den Klängen Deiner Augen lauschen!

(Er kniet vor ihr. Sie erhebt sich. In langem Blondhaar, schmächtig, zart und edel steht sie vor ihm.)

Annunziata, sieh, mir nahm man m i c h. Zerschmettert
Lieg ich von einer Macht, die ich gerufen.
Ich wälze mich vor ihren Herrscherstufen
Und röchelnd fleh' ich: „Gebt mir mich zurück!"
Ich war mein Gott. Vom eignen Sturm umwettert
Stand ich und prahlte einst. Da schied mein Glück,
Da sank um mich das haltende Gemäuer,
Da dräuten Klüfte, starrten Wolkenhänge,
Da griff ich tastend nach Geröll und schrie,
Und in mir rissen schütternd alle Stränge,
Die mich ans Leben banden. Ungeheuer
Quoll in mir des Entsetzens Melodie. . .
Und ich verstarb, starb mir und meinen Lieben
Einsam, gescheucht, irrt' ich, mir selbst ein Schrecken;

Ein Unbekannter nur, der war mir treu geblieben.
Wie nenn' ich ihn? Er gab mir sich und schied.
. . . Ich bin nicht ich, bin das, was er gewesen.
Doch sah ich noch mein Bild, ich konnte lesen
In meinen Zügen jenes todte Einst.
Ein Grosser kam, den ich gewagt zu wecken,
Der nahm mein Bild mir und damit mein Lied.
Was bin ich noch! O menschlich Kind, Du weinst.
Komm, setz' Dich zu mir, lass die irre Hand
Mich in Dein weiches Blondhaar kühlend tauchen.
Annunziata, dass ich Dich heut fand,
Lass michs mein Heil und meine Rettung heissen.
Du wirst mir nicht in meine Wunden reissen,
Du Engelsbild, von Jugend überhaucht.
Dir darf ich sagen, wie ich leide, leide.
Sonst hallt ins Nichts der heisern Stimme Krächzen,
Das Echo höhnt mich, wirft mein Menschenächzen
Mir kalt zurück. Doch wir sind elend beide.
Du wirst mich ja verstehn, nicht von mir weichen.
Annunziata, gib mir Seelenfrieden.
Ich stosse von mir, die Gedankenleichen
Und will mir goldne Lebensfesseln schmieden!
Annunziata. Bin elternlos, in der Welt allein.
Der Dichter. Lass mich Dir Vater und Mutter sein.
(**Er umfängt sie. Sie wehrt sich schamhaft, doch glücklich. Er hält inne.**)
Doch Mädchen, nein. Du bist kein Kind.
Ich bin zu jung, Dich an der Hand zu führen.
Wenn meine Hände Deinen Leib berühren,

Zuckst Du zusammen. Mädchen, war ich blind?
Wie viele Jahre zählst Du?
Annunziata. Siebzehn schon.
Der Dichter. So bietet wieder mir das Schicksal
Hohn
Ich muss Dich frei, muss Dich von dannen lassen.
Das Mädchen. Schick' mich nicht fort.
Der Dichter. Kannst Du es, Mädchen, fassen?
Du bist ein Weib. Darfst Du denn bleiben?
Das Mädchen. So willst mich in die Kälte treiben?
Der Dichter. Nein, nimmermehr. Doch darfst Du
mir gehören?
Das Mädchen. Will Dich ja bei Gott nicht stören.
Will mich in meine Ecke schleichen,
Brauchst mir die Hand zum Gruss nicht reichen.
Nur lass mich bleiben, schick' mich nicht fort!
(Schüchtern.) Bin Dir so gut
Der Dichter. O sprich's noch einmal, das Zauber-
wort.
Du bist mir gut? Ich bin nicht elend, allein?
Die Muse (steht vor dem Dichter) Du bist's nicht mehr.
Frag' nicht das Kind, woher
Und wie's Dir gekommen.
Annunziata ist Dein,
Und ich küsse sie Dir zur Braut.
Finde Dich wieder,
Und neue Lieder
Sollen Dir knospend entspringen
Blick ihr in's Auge!

Der Dichter (umfängt **Annunziata**, die sich erröthend ihm hingibt. Er blickt ihr in die grossen, blauen, feuchten Augen). Mein Bild! O, ich ertrag' es nicht.

Die Muse. Hörst Du es klingen?
Eisrinden sind gebrochen,
Nach Winterwochen
Glänzt Frühlingslicht.
Einen Bach fühlst Du rinnen
Im Herzen drinnen,
Der rauscht Dir jubelnd ein: Werde!
Du eignest dem Lenz, der Erde.

(Sie verschwindet. Rothglühend ist die Sonne aufgegangen und bricht durch die Eisblumen am Fenster. Der Dichter hält Annunziata umschlungen.)







